

Meine erste Geschichtsforschung

Autor(en): **Gfeller, Simon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

amerikanischen Reportern wußte er zu berichten, er habe den Auftrag, alle Berühmtheiten der neuen Welt zu porträtieren, um für das Berner Bundeshaus ein Riesengemälde zu schaffen, ein Dokument republikanischer Sympathie. So kam Buchser gleich nach seiner Ankunft dazu, die populärsten Persönlichkeiten der Union zu malen, Generale, die sich im Sezessionskriege auszeichneten, Politiker und Staatsmänner. Die Bildnisse wurden in Washington ausgestellt und machten Buchser rasch zum berühmten Mann.

Die Buchser-Ausstellungen, die Anfang der siebziger Jahre in Basel und Zürich stattgefunden haben, brachten wertvolle Anerkennung. Gottfried Keller widmete dem Kunstereignis eine Besprechung in der „Neuen Zürcher Zeitung“, wo er hervorhob, wie sehr die amerikanischen Landschaften vom malerischen Standpunkt aus aufgefaßt seien; „ein prachtvolles Stück stillwaltender Natureinsamkeit“ nennt er eine der virginischen Landschaften. Auch Jakob Burkhardt hat Buchser eine ungemeine Schätzung entgegengebracht. Ein Dokument der Freundschaft mit Gottfried Keller ist das Porträt des Dichters, das Buchser 1872 gemalt hat — mehr ein Buchser als ein Keller: das Temperament des lebenslustigen und keinem weltlichen Genuß abholden Malers überwiegt bei weitem das gediegene, lebensstüchtige Element, das wir bei Keller doch vor allem erwartet hätten.

Ueber besondere literarische Bildung oder feinere Kultur hat übrigens Buchser nicht verfügt. So sehr er aber Draufgänger und reiner Temperamentsmensch war — er hatte ein gutes Herz, das sich vor allem in dem innigen Verhältnis zur Mutter, in der seltenen Bruderliebe gezeigt hat. Zur Mutter in Feldbrunnen kehrte er stets gerne zurück, im Gedanken an sie arbeitete er in jungen Jahren an seiner Vervollkommnung; als ihm das Mütterchen entrißen wurde, schien ihm die Welt leer und öde. Ein bleibendes künstlerisches Denkmal hat er der Verbliebenen geschaffen in ihrem lebenswahren Bildnis (Museum zu Solothurn). Aus der weitem Familie hat dem Maler sein Onkel und Pate in Bern, Herr Wetli, am nächsten gestanden, dessen hervorragendes Bildnis nebst dem feinen Porträt

seiner Frau um 1879 entstanden ist. Im Bildnis des Herrn Wetli hat Buchser seinen Stil aufs Höchste gebracht: die kraftvolle Modellierung, die nur auf Grund glänzender Formbeherrschung möglich ist, geht Hand in Hand mit heller und dabei äußerst tonfeiner Farbgebung.

Spanien sah Buchser 1879 nochmals; er setzte wieder nach Marokko hinüber, wo er während des ganzen Sommers 1880 unter brennender Sonnenglut im Freien malte. Was er hier an Helligkeit der Landschaft, aber auch an Grazie und Adel der einheimischen Volkstypen, der nackten Sudanesinnen und verführerischen Riffegnas gemalt hat, gehört zum Reiztesten und Schönsten in seinem reichen Schaffen. 1882 und 1887 fuhr er wieder nach Italien, 1883 und 1884 ist er in Korfu, Albanien, Dalmatien und Montenegro; von der ersten Reise haben wir Bleistiftskizzen und ein paar Oelstudien als künstlerische Belege dafür, daß dem offenen Auge nichts Charakteristisches und Malerisches entging. Die Reise von 1884 war an Ausbeute reicher: Studien und Bilder von silbrig schimmernden Olivenhainen unter durchsichtig klarer Atmosphäre und die oft wiederkehrende künstlerische Verklärung einer wundervoll gewachsenen Griechin, die meist als Spinnerin leichten Schrittes durch Haine von Zypressen und Delbäumen wandelt.

Der Fünzigjährige war noch nicht gewillt, sich seines Temperamentes zu begeben. Man erzählt sich aus seinem letzten Lebensjahrzehnt noch manche Anekdote, darin Kraftworte oder -taten eine Rolle spielen. Bei Kunstdebatten, etwa mit einem Zeitungsmann, konnte gelegentlich Blut fließen — wenn auch nicht so viel wie vorher Weltliner oder Döle geflossen war, den die Brüder Buchser in ihrer Wirkhaftigkeit zu Feldbrunnen selbst auswichen, weniger als Wirte, denn als Gesellschafter, die gerne ein paar unterhaltende Genossen zum Tassen und Plaudern bei sich sahen. Bis in die letzten Jahre ging Buchser ins Freie; ein noch naßes Bild hat 1890 auf seiner Staffelei gestanden, als er die Augen schloß; von den jüngern Künstlern war es vor allem Cuno Amiet, der dem erfahrenen, so außerordentlich persönlichen Meister die unverbildete Anschauung und Wiedergabe der Natur verdankt. —

Meine erste Geschichtsforschung.

Don Simon Gfeller.

Meine erste Bekanntschaft mit der Weltgeschichte schloß ich als zehnjähriger Bub. Eines Tages fiel mir das Buch der Weltgeschichte von Bredow in die Hände. Bei was für einem Anlaß es in unsere Familie hereingeschneit kam, erinnere ich mich nicht mehr; ich weiß bloß noch, daß es an einem Samstag war. Am liebsten hätte ich alle Arbeit liegen gelassen und mich sofort heißhungrig über den Lederbissen hergemacht. Daran war aber vorläufig nicht zu denken; ich mußte draußen in der Tenne dem Vater und den Brüdern Flachs riffeln helfen. Die Tennstore standen sperrangelweit offen und von einer Tennwand zur andern spannte sich der Stemmbaum mit den kammartigen Flachsrieffeln. Durch diese wurde das Kopfende des Flaches gerissen; Handvoll um Handvoll mußte ich dem Vater reichen. Die reifen, gedörrten Samenkörnlein rieselten unter den Stemmbaum und türmten sich immer höher zu einem Haufen. Die geriffelten Hampfeln (Handvoll) wurden kreuzweise übereinandergelegt und wieder zu Bürden gebunden. Meine Arbeit war eine leichte und nahm nur die Hände in Anspruch. Wollten aber die Gedanken zu meinem Buche abirren, dann winkte der Vater zur Umkehr, indem er mir mit der erhobenen Flachshampfel drohte. Es war für mich keine leichte Geduldsprobe, auf dem Plage zu bleiben, ohne genügend beschäftigt zu sein, doch tröstete ich mich auf den Abend und kommenden Sonntag.

Am andern Morgen rückte ich mit meinem Buche schon in aller Frühe aus, um ein ungestörtes Ecklein zu suchen, und kam zum Flachsburdenhaufen hinter dem Haus. Man hatte sich mit Aufschichten nicht unnötig versäumt, weil der Flachs noch einmal aufs Feld mußte, um fertig geröstet zu werden. Im Nu hatte ich mir aus Flachsburden ein nettes, ruhebettähnliches Sitzplätzchen erstellt und es mir bequem gemacht. Endlich durfte ich den Durst meiner Wibbegierde stillen. Das Buch auf Geratewohl öffnend, stieß ich auf die Kriege zwischen den Persern und Griechen; Miltiades und Marathon waren die ersten Sterne, die an meinem Gesichtshimmel aufgingen. Sie glänzten hell und der Schein drang mir ins innerste Herz hinein. Mit heißen Backen las ich weiter und marschierte im Geiste mit bis zum Engpaß von Thermopyläa. Unter Schauern der Begeisterung, die mir das Haar sträubten, erlebte ich den Heldenkampf und Heldentod des Leonidas und seiner Griechen. Das ergriff mich so, daß ich nicht weiter lesen konnte, sondern zur Tat übergehen mußte.

Hinter der Wetterwand lag ein Haufen geschneitete Tannenäste. Dort las ich mir einen ebenrecht krummen aus, eilte mit ihm auf den Küferstuhl und zugemesserte mir einen Säbel zurecht, dessen Griff ich mit Reisswellendraht umzog. Ob die Griechen just mit solchen Krummfäbeln gefochten, kümmerte mich nicht stark; Tatsache war,

daß unser Landjäger eine ähnliche Wehr an seiner Seite trug, wodurch mir ihre Verwendbarkeit genügend erwiesen schien. Eine gespitzte Bohnenstange verah den Dienst als Speiß, einer dicken Padschnur fiel die Ehre zu, den Leibgurt vorzustellen zu dürfen. So gerüstet, durfte ich wohl in den Krieg ziehen.

Zum Kriege gehören aber noch andere Dinge als nur eine Waffenrüstung. Vor allem sollte auch ein Gegner vorhanden sein. Leider fehlte mir gerade diese Hauptsache. Unser väterliches Gehöft lag einsam und kein Spieltamerad befand sich in der Nähe, der den Feind hätte vorstellen können. So mußten denn die unschuldigen Flachsburden herhalten; an jemandem mußte ich meine Kampfwut unbedingt auslassen. Ich fuhr auf die armen Dinger los mit Hauen und Stechen, daß sie herunterpurzelten und übereinander rollten. Es war ein grausiges Schlachten; bald sahen sie alle ganz jämmerlich zerstückt aus, und ich durfte mir mit gutem Gewissen einbilden, sie seien sämtlich mausetot. Jetzt galt es, die Fliehenden zu verfolgen. Als Flüchtlinge betrachtete ich die hohen Aderampferstöcke in der Hofstatt und die Erlensbüsche des unten angrenzenden Reutholzes. Ihnen erging es jetzt schlimm. „Hal!“ fuhr ich den nächsten an, „hast wohl gemeint, du seiest entronnen; aber mir entrimt keiner. Da hast du!“ Sein Kopf flog vom Rumpfe. Dann ereilte ich den Zweiten und schmetterte ihn ins Gras. Rauf und hauz flogen auch der Dritte und Vierte entzweiggeschnitten in die Luft. Nicht besser erging es dem Fünften und Sechsten. Nun war ich bei den Erlensstöcken angelangt. Die boten hartnädigeren Widerstand. „Was,“ entrüstete ich mich, „ihr wollt trocken und nicht weichen. Wehe euch!“ Erbarmungslos ließ ich meinen Säbel auf sie niederlaufen. Getroffen und geknickt sank Zweig um Zweig. Nicht eher hielt ich ein, bis mir die Klinge splitterte und der Schweiß unter dem Kinn zusammentropfte. Jetzt aber durfte ich mich wohl ans Wegbord setzen und verschnauften; ich hatte die Schlacht bei Marathon glänzend gewonnen.

Allzulange jedoch durfte ich nicht der Ruhe pflegen; die Perser kehrten ja wieder, und ich mußte sie am Engpaß von Thermopyläa erwarten. Vorerst galt es, meine Waffen aufs neue instand zu setzen. Der Säbel wurde als untauglich befunden, der Speiß hingegen brauchte bloß ein wenig nachgespitzt zu werden. Einiges Kopfzerbrechen verursachte mir auch die Frage: Wie den Engpaß darstellen? Wieder mußten mir die Flachsburden aus der Klemme helfen. Ich schichtete sie so auf, daß eine Höhle entstand. Den Rücken deckte mir die Hauswand. Bevor ich in die Höhlung hineinkroch, studierte ich noch einmal den Verlauf der Schlacht und besichtigte dann meine Festung. Ich fand sie so übel nicht; nur einen Nachteil hatte sie: der Gebrauch von Schlagwaffen war ausgeschlossen, und ich mußte auf den Knien kämpfen. Dafür konnte ich, wie die alten Griechen, am Schatten fechten. Also bezog ich denn meine Stellung und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Den Persern pressierte es jedoch nicht, offenbar fürchtete sich Xerxes. Da wurde mir das Warten zu dumm; ich eröffnete die Schlacht selber. Wütend guselte ich ein paarmal mit meinem Speiß aus dem Hohl heraus und bohrte schreckliche Löcher in die leere Luft. Dazwischen krafelte und schrie ich: „Kommt nur, ihr Perserhunde, wenn es euch gelüftet; komm jetzt, Xerxesli, wenn du darfst!“ Plötzlich fiel eine Bürde herunter — der Feind war also da! Nun galt es ernst — einer allein gegen eine Million, das war kein Kinderpiel! Ich klemmte die Lippen zusammen, biß die Zähne aufeinander, rollte die Augen, zischte, fauchte, knurrte und stach wie toll. Die Zehntausend Unsterblichen rückten an — ich überwand sie alle. Xerxes ließ seine Scharen gegen mich heranpressen; aber nicht einer kam lebendig in meine Höhle. Nun stand zwar im Buche geschrieben, ein Verräter habe die Perser auf einem Geigenweglein über den Berg geführt und die Griechen seien trotz ihrer heldenmütigen Gegenwehr

am Ende unterlegen. Aber mußte denn allemal — so sagte ich mir — ein solch hunds häariger, himmeltrauriger Schuft dazwischen fahren? Mußten wirklich allemal diese strahlenden Helden die Ueberwundenen sein? Einmal, ja, konnte eine solche heillose Ungerechtigkeit vorkommen, aus Versehen vielleicht. Aber nirgends stand geschrieben, daß das nun bis ans Ende der Welt so bleiben müsse. Kurz, ich war fest entschlossen, auch diese Schlacht zu gewinnen, Geschichte hin, Geschichte her.

Während ich so kaltblütig an einer Geschichtsfälschung plante, wurden auf einmal Tritte vernehmlich. „Wo steckt der Bub wieder? Sechsmal kann man zum Mittagessen rufen, er hört nichts!“ Die Schritte kamen näher. Ich hielt mich in meinem Schlupfwinkel mäuschenstill, denn mir ahnte nichts Gutes. „So, so,“ hörte ich den Vater sagen, „wer hat die Flachsburden so verhärscht und zerkaust; millionenwetter, wie sieht das aus! Und was ist das mit der Stange da?“ Der Vater zog daran, und ich ließ sie fahren. „Da hinten wird er sein, aemarsch hervor mit dir.“ Eine schwere Hand kam ins Loch gefahren, und die fünf begierig ausgestreckten Finger fürchtete ich mehr als vorhin die Million Perser samt den Zehntausend Unsterblichen. Die Fünfe packten mich, rissen mich hervor und stellten mich auf die Füße, nicht gerade sanft. „Sieh da, Süßelbub, was du angerichtet hast! Gestern konnten wir Sorge tragen und alle Hälmdchen zusammenlesen, und heute kommst du und verteufelst und geschändest alles.“

Ich möchte nicht behaupten, daß die Sehkraft meiner Augen in jenem Moment besonders scharf oder groß gewesen sei; ich mußte zu ängstlich blinzeln. Was ich sah, war immerhin schlimm genug. In meinem Eifer hatte ich wirklich übel gehaust und am Wetterleuchten des väterlichen Gesichtes merkte ich, daß es mir nicht in Gottes Namen durchgehen werde. Diesmal schlug's ein, das stand fest. Ehe ich ein Wörtlein zur Entschuldigung vorbringen konnte, brach das Ungewitter schon los. Tätzsch gab's, links und rechts und über das Sigleder und zum Nachtsich eine tüchtige Portion Haaris; Vater pflegte alles, was er anfang, sehr gründlich durchzuführen. Als alle Körperteile genügend bedacht waren und mich der Vater fahren ließ, tanzte mir die ganze Welt ringsum und ich stürzte über eine Flachsburde. Ein Weilchen ließ er mich verjurren, dann mußte ich zu Tisch; die andern hatten schon beinahe fertig gespeißt.

Nach dem Essen mußte ich die Flachsburden ordentlich auffächten und alle Streuhalme sorgsam zusammenlesen. Glücklicherweise war mein Geschichtsbuch völlig unversehrt geblieben und verhalf mir noch zu mancher schönen Stunde. Doch hütete ich mich, mischte mich in Zukunft weniger handgreiflich in die großen Weltbündel und beging keine leichtsinnigen Geschichtsfälschungen mehr.

Später, im Seminar, kamen mir meine Vorkenntnisse in der Weltgeschichte wohl zustatten und an meiner ersten Auffassung brauchte ich gar nicht wesentlich zu korrigieren. Wenn mir auch niemand erklärt hatte, was ein Verräter oder Tyrann sei, ich hatte es doch begriffen; so etwas geht einem rechten Jungen zu ganzer Wand ein. Und wenn unser lieber, alter Geschichtslehrer Griechengeschichte repetierte:

„Wanderer, kommst Du nach Sparta, so sage den Bürgern, Du habest . . .“ und den Zeigefinger heißend gegen die Klasse ausstreckte: „Was habest?“ . . . Dann konnte ich auf erstes Begehren weiterfahren: „ . . . uns hier liegen gesehen, unsern Gesetzen getreu!“ Dann hieß es: „Brav, mein Sohn, Du begommst emal e großes G und das heißt: Gut.“

Die andern Seminaristen hatten halt die Geschichte nur gelesen und erzählen gehört. Ich hingegen hatte bei Thermopyläa mitgekämpft und war mit Leonidas gefallen, darum mußte ich Bescheid wissen.